



Die Revolte im Zuchthaus.

Von Hardy Worm.

Das Zuchthaus lag auf einer Anhöhe, unweit des Bahnhofes. Die Reisenden, die vorüberfuhren, blickten teilnahmslos auf das graue, vieredige Gebäude, das einer drohenden Festung glich. Ab und zu deutete wohl einer der Fahrgäste auf die Anstalt und murmelte: „Die sind gut aufgehoben.“ Das glich dem Külpfer eines Satten, der sichtlich interessiert zusah, wie sich zwei Hungrige um ein Stückchen Brot balgten.

Am einem Wintertage, Schnee fiel vom Himmel, wurden drei männliche Personen in einen vor dem Bahnhofe haltenden Wagen geladen. Sie zogen ihre abgetragenen Sommerpaletots fest an die Glieder und rühten dicht aneinander, denn kalter Wind segte durch die Kalesche. Der Aufseher, das Gewehr zwischen den Knien, blätterte in den Akten. „Zehn Jahre Zuchthaus wegen Totschlages.“ „Fünf Jahre Zuchthaus wegen versuchten Raubmordes.“ „Drei Jahre Zuchthaus wegen Aufruhr.“ Der Beamte murmelte die Zahlen gleichgültig vor sich hin. Dann stampfte er ungeduldig mit den Füßen auf.

Der Wagen hielt. Als der Kutscher mit der Peitsche knallte, öffneten sich die schweren eisernen Türen, und knirschend fuhr die Kalesche durch den Torweg.

Die Gefangenen wurden in den Aufnahmerraum geführt. Ihre froststarrten Füße lösten sich. Dampfige, aber warme Luft schlug ihnen entgegen. Ein langer Beamter trat auf sie zu. Verlas ihre Namen. Als er den kleinen, podenmarbigen Gefangenen sah, kniff er ein Auge zusammen. „Na, auch wieder hier? Hast es draußen nicht lange ausgehalten.“ Der Kleine grinst. „Ach, Herr Inspektor, de anständigj Leite kommen alle widda s'fürd!“ Der Beamte tat, als hätte er die Antwort überhört. Er ließ die Gefangenen abführen.

Um die Mittagsstunde schlug die Glocke auf dem Gang. Die Aufseher rasselten mit den Schlüsseln. Der Kalfaktor schleppte mit einem anderen Gefangenen den Eßtübel herbei. Der Aufseher öffnete die in den Zellenüren befindlichen Klappen, ein Arm mit einem Napf, in den die dünne Suppe geschüttet wurde, kam zum Vorschein. Sie gingen weiter. Von Zelle zu Zelle. Manchmal ein Fluch, der durch den Knall der aufschlagenden Klappe erstickt wurde.

Am Nachmittag wurden die Gefangenen in den Hof geführt. Es war jeden Tag dasselbe trostlose Bild: In der Mitte die Aufseher mit den Schußwaffen. Um sie herum die Zuchthäusler in den gestreiften Kitteln. Sie hielten die kahlgeschorenen Köpfe geneigt. Troteten wie die Tiere einher. Der helle Schnee schmerzte ihre Augen. Ueber ihnen stand der Himmel in durchsichtigem Blau. Die Sonne schien grell.

Als einer der Aufseher einen Zuchthäusler anschrif, ging eine Welle des Unwillens über den Hof. Flüche wurden zerissen, in den Schnee gesprien. Die Beamten schrien nach Ruhe. Aber die Gefangenen verlangsamten ihren Gang. Feindliche Blicke flogen den Aufsehern ins Gesicht. Blicke, die stachen und beunruhigten, daß einige Uniformierte die Waffen hoben und schußbereit hielten. Da ging ein Gelächter über den Hof. Ein verächtliches Gelächter, das die Mauern emporkletterte, durch die Gitterstäbe kroch und die anderen Gefangenen an die Fenster rief. Die Freistunde wurde vorzeitig abgebrochen, der Vorfall dem Anstaltsdirektor gemeldet. Der fuhr sich nervös über die Glase. „Da ist etwas nicht in Ordnung. Tja, da müssen Se genau aufpassen. Die Nadelstührer aussuchen. Tja.“ „Die Leute beklagen sich seit einigen Tagen über das Essen, Herr Direktor!“

„Ach was, das Essen ist vorzüglich. Wir können doch den Kerls keinen Gänsebraten vorsehen, hähä. Dann gingen sie überhaupt nicht mehr raus, Tja, was ich noch sagen wollte — sorgen Sie doch dafür, daß morgen alle zum Kirchgang antreten. Da muß den Kerls 'n bißchen ins Gewissen geredet werden.“

„Jawohl, Herr Direktor!“

Am Abend wurden die Gefangenen aus ihren Arbeitsräumen in die Zellen geführt. Sie schlangen gierig ihre Suppen hernunter. Als sie auf den Matrasen lagen, bohrien sich ihre Blicke durch die Mauern des Zuchthauses. Sie sahen schneebedeckte Felder. Rote und grüne Lichter auf der Bahnstrecke. Sie blickten in durchwärmte Wohnräume, wo Menschen friedlich nebeneinandersaßen. Sie sahen Balkale, in denen junge Mäd-

chen tanzten. Ach, wie lange hatten sie kein Mädchen in den Armen gehalten. Waren nicht auch sie einmal jung? Hatten eine Mutter, die sich um sie sorgte? Da lag mancher Gefangene tränenüberströmt. Da biß mancher Zuchthäusler in die Decke. Viele aber konnten nicht mehr weinen.

Als die zwölfte Stunde vorüber war, löste sich im Flügel A ein Sträfling aus einer Nische. Er schlich an die Zellen, schob leise die Kegel zurück, öffnete die Schlösser. Die Gefangenen schnellten von den Lagerstätten hoch. Blieben lauschend an den nur angelehnten Türen stehen. Ihre Pulse flogen. Ihr Mund war trocken. Als der Aufseher wieder die Galerie betrat, flog eine Gestalt auf ihn zu, ein würgender Griff legte sich um seine Kehle, langsam fiel er zusammen. Die Leiche des Wärters wurde in eine Zelle geworfen. Langsam, wie die Katzen, schlängten die Sträflinge den Gang entlang. „Langsam . . . langsam . . . hinglegen . . . ist schon vorbei . . . du nimmst den Ober . . . du Telephon . . . still“, und dann flogen sie vorwärts, würgten den Oberaufseher, der auf der Brücke des Mittelganges saß, drangen in die Wachstube ein, schlugen die schlafenden Beamten nieder, zerschnitten sämtliche Telephonleitungen und bemächtigten sich der Schlüssel und Waffen.

In allen Flügeln des Zuchthauses brach der Aufruhr aus. Einige noch im Gebäude befindliche Aufseher wurden zertreten. Einigen gelang es, zu entfliehen. Ueber die Treppen rasten die Befreiten. Alle schrien wild durcheinander. Die Kleiderkammer wurde erbrochen. Einige rannten in die Küche und stürzten sich auf die Vorräte. Sie schlugen aufeinander ein. Es war, als stände das Zuchthaus in Flammen.

Als die ersten Sträflinge vor den Türen des Zuchthauses standen, blieben sie einen Augenblick verwirrt stehen. Dicht fiel der Schnee. Sie standen im Taumel der Floden und wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Viele rannten in die nahe gelegene Waldung. Gestrüpp legte sich um ihre Füße. Sie schlugen hin, rafften sich auf und rannten weiter.

Gegen Morgen traf ein Militärkom-

mando ein. Als die Soldaten in das Zuchthaus eindringen, fanden sie viele Sträflinge, die wieder zurückgekehrt waren. Und viele, die gar nicht die Zelle verlassen hatten. Als sie gefragt wurden, warum sie nicht mit den anderen geflohen seien, machten sie eine hilflose Gebärde. Nein, sie wollten nicht fliehen. Sie hätten Angst vor dem Leben da draußen. Sie paßten nicht mehr unter die Menschen. Und einer sagte, die erlosche-

nen Augen gegen den Direktor wendend: „Die Menschen sind zu gemein!“ . . . Der Direktor aber fuhr sich mit zitternder Hand an den Kragen und sagte zu dem Kommandoführer: „Sehen Sie, die Kerls ham's hier viel zu gut. Die woll'n gar nicht wieder raus. Das muß anders werden. Ich werde ein Exempel statuieren.“ Als er über die Leiche eines Aufsehers stolperte, verlor er den Zwicker.

Gedanken für Dich.

Manchmal
 lasse ich im Saal
 die Maschine Nummer siebenundvierzig donnern und knirschen
 und meine Hände sind an der Kurbel,
 und meine Augen lesen den Manometerstand,
 dennoch sind meine Hände weit weg,
 eine faßt dich in unaussprechlicher Liebe in deinem Herzen,
 und hebt die Hand auf in beschwörender Bittgebärde um Freiheit
 und durchstößt den Maschinensaal nach Blau —
 dennoch sind meine Augen weit weg
 in dem Sonntag von gestern,
 auf dem lärglichen Hügel gestern,
 in Kuß und Umarmung!
 Höre, die Maschine rast der Explosion zu,
 höre, ich sage dir
 im zwanzigsten Jahrhundert
 unvergeßliche, zarte Worte.

Entnommen dem neuen Buche „Kameraden, zu euch spreche ich“, von Walter Bauer (Verlag Kaden u. Co., Dresden, Preis M. 3.—). Es enthält auf 112 Seiten Gedichte von wundervoller Gestaltungskraft, zartester Innigkeit, dann wieder voll herrlichen Kampfesgeistes. Es ist das Werk eines der besten der deutschen Arbeiterdichter, eines wirklich Könnenden, noch nicht reiflos Erfüllenden, aber für die Zukunft Vielversprechenden.

Kleine Lügen. Dialog zwischen Eheleuten. Von Hermann Ugár.

Der bekannte deutsch-tschechische Schriftsteller Dr. Hermann Ungar, der neben guten Romanen u. a. das in Berlin erfolgreich gespielte Trost-Drama „Der rote General“ geschrieben hatte, ist an den Folgen einer Blinddarmerkrankung, 36 Jahre alt, in Prag gestorben. Hier folgt von ihm eine kleine boursgeoise Ehe- Tragikomödie.

Er, Sie. — Er sitzt am Schreibtisch. — Sie tritt ein. Vom Ausgehen gerötet. Betont lebhaft.
 Sie: Du bist zu Hause? Ich dachte, daß du heute im Klub bist. — Guten Abend! — Schade, daß du mir das nicht gesagt hast. Ich hätte den Wagen gut brauchen können. Wie lange bist du da?
 Er: Eine Stunde, Liebling.
 Sie: Du Armer! Eine Stunde. O Gott, man hat dir keinen Tee gegeben. Ich konnte doch nicht ahnen, daß du schon da bist.
 Er: Zu Fuß gegangen?
 Sie: Ja. Das Wetter ist doch so herrlich. Ich habe mir Schaufenster angesehen. Überall wundervolle neue Sachen. Man zeigt schon die Frühlingmoden. Du mußt morgen mit mir gehen, ja, versprichst du es mir?
 Er (sieht sie lange an).
 Sie (rückt den Hut zurecht, zieht den Spiegel aus der Tasche): Was siehst du mich so an? Was ist denn los? Geh, du bist komisch! Kergerst du dich, daß ich nicht zu Hause war, du . . . (sie neigt sich über ihn. Er wehrt höflich ab.) Bitte! Nur keinen Zwang. Ist dem Herrn etwas über sie Leber getrocknet? Gott, ich kann doch nicht ahnen, daß du heute

aus dem Büro nicht in den Klub gehen wirst, aber mir kann es recht sein, bitte! Ich werde dich gewiß nicht mit Zärtlichkeiten belästigen.
 Er: Ich verstehe deine Aufregung nicht. Sonderbar . . .
 Sie: Ich . . . ich aufgeregt . . . hahaha . . . Du bist aufgeregt, mein Kind, weil ich nicht dasige und warte, bis der gnädige Herr kommt. Das gute Weib! Gott, was ist das für ein Leben, das ich führe! Zu Hause sitzen und warten, immer nur warten! — Aufgeregt, sehr gut, warum sollte ich aufgeregt sein . . . Was sind das für Einfälle . . . Da ist gar nichts sonderbar, mein Lieber. Ich wäre dir dankbar, wenn du mir sagen würdest, was du da sonderbar findest.
 Er: Vor allem — wie gesagt — deine Aufregung, Liebling.
 Sie: Vor allem! Und dann . . . Es folgt doch etwas nach, wenn ich richtig verstehe.
 Er: Nun, eine Kleinigkeit. Eine optische Merkwürdigkeit, sozusagen.
 Sie: Optische? Ich verstehe wirklich nicht mehr! Du bist krank, sehr krank! (Sie hat sich gefest.) Ich bin ernstlich besorgt. Aber erkläre dich näher, was für eine optische Merkwürdigkeit . . . hahaha.
 Er: Bitte, gerne. Du sagtest doch: „zu Fuß gegangen“, war es nicht so? Und mir war, als ob ich dich vom Fenster aus einem Auto . . .
 Sie: So, dir war so? Das ist ja herrlich. Also, ich soll wohl bis hierher zu Fuß laufen? Bei diesem Wetter! Der Herr fährt in seinem 80-PS-Wagen, und ich soll mir die Lunge aus dem Leib rennen.
 Er: Habe ich das je verlangt, Liebling?
 Sie: Es wäre mir auch im höchsten Maße

gleichgültig, wenn du es verlangt hättest, mein Freund. Ich habe mir ein Auto genommen, an der Ahlandstraße, wenn du es genau wissen willst, es hat zwei Mark sechzig gekostet bis hierher.

Er: Wieso weißt du das?
 Sie: Woher wird sie das wissen, die Kleine? Nun, denke doch, denke mal angestrengt nach, woher! Ich will das Geheimnis verraten. Beim Aussteigen zahlte ich. Ich gab fünf Mark und der Chauffeur gab mir zwei Mark vierzig heraus. Ich habe ihm zwanzig Pfennig als besonderes Trinkgeld gegeben. Bist du zufrieden?
 Er: Merkwürdig! Wie das Auge mich getäuscht hat! Ich sah dich die Tür des Autos zuschlagen und geradewegs auf das Haus zugehen.
 Sie: Dieser Scharfsinn! Ich habe durch das Fenster gezählt, mein Geliebter. Ich liebe es nicht, auf der Straße zu stehen und zu warten.
 Er: Ach, verzeih! Ich habe an diese Möglichkeit nicht gedacht, wirklich! Aber diese Chauffeure sind auch zu dumm. Kein Wunder, wenn sie auf keinen grünen Zweig kommen.
 Sie: Die Chauffeure?
 Er: Warum hat er denn den Taxameter nicht wieder auf „Frei“ gestellt? Er fuhr weiter ohne umzuschalten. Ich konnte es genau sehen. Bei „Frei“ leuchten die beiden kleinen Laternen links und rechts vom Chauffeur auf. Der Wagen wendete an der nächsten Ecke und fuhr auf der anderen Seite der Straße noch einmal an mir vorbei, ich konnte ihn also noch einmal sehen.
 Sie: Ein Verhör! . . . Das geht zu weit! Ich lasse mir das einfach nicht bieten. Verstanden? Ich verlange, daß man mir glaubt!
 Er: Was denn, daß du zu Fuß nach Hause gegangen bist?
 Sie: Ich bitte: keine Ironie! Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr Grund hat, ironisch zu werden! Ich lasse keinesfalls ein Verhör mit mir anstellen, (mit tiefster Beachtung in der Stimme) Detektiv!
 Er: Ich habe nicht die Absicht, dich zu verhören, mein Liebling. Aber gehört besondere Detektivbegabung dazu, anzunehmen, daß du nicht allein im Auto warst?
 Sie: Großartig! Ich bin nicht allein im Auto gewesen! Selbstverständlich nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich das verheimlichen sollte.
 Er: Ich auch nicht, mein Liebling. Das ist es ja gerade, was ich nicht einsehe.
 Sie: Ich habe Edwin unterwegs getroffen, er hat mich, mich nach Hause bringen zu dürfen. Ich verstehe dich nicht, wirklich nicht, . . . Du warst doch sonst nicht so. (Sie föhrt das Taschentuch an die Augen.) Kann es etwas harmloseres geben, als sich nach Hause bringen zu lassen, wenn man einen Bekannten trifft, einen guten Freund? Kann es einen Grund geben, das zu verheimlichen?
 Er: Gewiß nicht, wenn es Edwin gewesen ist.
 Sie: Ich verbitte mir jeden Zweifel.
 Er: Warum? Weil du von vornherein die Wahrheit gesagt hast?
 Sie: Du bist komisch. Du siehst doch, daß ich nun nicht mehr läge.
 Er: Du kannst ganz ruhig sein. Ich habe in das Innere des Autos nicht hineingesehen. Ich könnte höchstens jetzt Edwin anklingeln . . .
 Sie: Das wirst du nicht tun (sie ist aufgestanden). Das verbiete ich dir.
 Er: Warum verbietest du es mir?
 Sie: . . . Ich will verhindern, daß du

dich lächerlich machst. Nichts ist lächerlicher als Eifersucht.

Er: Du brauchst das nicht zu fürchten. Das Gespräch mit Edwin ist schon überflüssig.

Sie: Das ist wirklich klug. Ich wußte ja . . . wirklich, ich weiß, daß du klug bist, viel, viel klüger als ich, aber weißt du, es macht mir Spaß, deine Klugheit auf die Probe zu stellen, so mit kleinen harmlosen Lügen. Aber du bist mir noch immer dahintergekommen. Ich bin stolz auf dich! Du, weißt du, was die Modifarbe wird, die ausgesprochene Modifarbe: Blau! Was sagst du dazu?

Das gefährlichste Alter?

E. A. Welches ist das gefährlichste Alter im Leben, in dem man die meisten Dummheiten macht? Gewöhnlich hält man dafür die Jugend mit ihren „holden Eselreien“, aber die englische Dichterin Ursula Bloom hält das für einen schweren Irrtum. „Nach meiner Meinung“, schreibt sie, „muß man sich am meisten in acht nehmen und hat die größten Gefahren zu befürchten, wenn man 45 ist.“

Ein Mann wacht auf mit der Erkenntnis, daß er 45 Jahre alt ist, und ihm kommt zum Bewußtsein, daß er irgend etwas in seinem Leben nicht erreicht hat, etwas, das er unbedingt hätte haben wollen. Jede Romantikerin ist aus seinem Dasein gewichen. Seine Frau ist ihm zum „bequemem“ Lebensgefährten geworden; sie hat es längst aufgegeben, in ihm besondere Liebesgefühle zu erwecken; die Kinder sind herangewachsen und nennen ihn „alter Herr“. Nun ist er 45; es ist das Alter der letzten Gelegenheit. Ihn ergreift die „Panik vor dem Torfschlupf“: er muß noch etwas unternehmen! Mag es sich dabei um Liebe handeln oder um gesellschaftlichen oder um geschäftlichen Erfolg. Mag er noch einmal eine letzte Anstrengung unternehmen, reich oder

berühmt zu werden oder sich das Ideal seiner Träume zu erringen. Jedenfalls befindet er sich in einer Stimmung, in der er zu gefährlichen Abenteuern bereit ist und in der er desto leichter Schiffbruch erleiden kann. Auch Frauen, die in die 40er Jahre eingetreten sind, jucken „noch etwas vom Leben zu haben“. Es ist so natürlich, daß man „ein letztes Glück“ begehrt, bevor das Alter kommt. Diese 45er leben in der dunklen Erwartung, daß irgendein großes Abenteuer, irgendeine fabelhafte Sensation hinter der nächsten Ecke auf sie lauert. Und wenn sie dann um die Ecke herumgegangen sind und nichts finden, dann packt sie die Hoffnungslosigkeit, die Enttäuschung. Frauen in diesem Alter besuchen eifrig die Schönheits-salons, laufen sich einen neuen Hut, oder eine extravagante Toilette und überlegen sich, wie sie noch einmal die alte Anziehungskraft ausüben können. Aber anstatt anzuziehen, erregen sie Spott, und man macht sich über sie lustig.

Wenn die Jugend irrt und Dummheiten macht, dann ist das nicht weiter schlimm, denn es ist ihr gutes Recht. Niemand nimmt ihre Tollheiten ernst, und jeder ist geneigt, sie zu verzeihen. Auch in den 20er und 30er Jahren sind solche Entgleisungen auf dem Lebenswege noch nicht so schlimm. Alles renkt sich noch ein. Die Ehekrise launet noch zu einem guten Ende gebracht werden, und man erholt sich wieder von einem finanziellen Zusammenbruch. Aber hat man erst die 40er erreicht, dann hat alles ein anderes Gesicht. Man weiß, daß man die letzte Karte im Spiel des Lebens hinwirft, und wenn man verliert, dann ist man für immer entmutigt, fügt sich mit trüber Entschlossenheit in das Unvermeidliche. Von den klugen Alten, die ich kenne, hat keiner die Dummheiten seiner Jugend oder die Irrtümer der 30er Jahre bedauert, aber alle schütteln ihren Kopf über das, was sie in den 40er Jahren angeestellt haben. Deshalb halte ich die 45 für das gefährlichste Alter.“

Inäuel an jeder Straßenecke, rote Fahnen, Versammlungen, Demonstrationen.

Die Masse hat die Stadt in Besitz genommen. Die Stadt schien auf einmal doppelt so viel Bewohner zu zählen wie sonst. Auch zu Kriegsbeginn hatte Berlin, Wien ein ähnliches Bild geboten: die verlassensten Häuser, die von Menschen überfluteten Straßen. Wieder war es so, und doch ganz anders. Die Gebundenheit fehlte, die beinahe sichtbare Kette, welche die Masse zügelte. Damals war die Masse „Volk“ gewesen, das ausnahmsweise im Vordergrund agieren durfte, streng nach den Weisungen der Regie natürlich. Und nun war die stets so gefügige Statistiker Hauptakteur und spielte sich selbst, ihr eigenes, unverständliches Leben. Das war neu. Sehr interessant, stellte Anita fest. Höchst beunruhigend, erklärte die Tante und drängte auf Heimreise nach Berlin.

Anita lachte sie an. Sie trieb sich zum Entsetzen der Tante den ganzen Tag auf den Straßen herum, mischte sich in kostbarem Pelz und Seidenhandschuhen unter die schlechtgekleideten, schlechternährten, verwahrlosten und blassen Menschen. Alle haben denselben drohenden Zug um den Mund, alle haben schwierige Fäuste und gesprungene schwarze Fingernägel, alle haben Hunger und keine Ideale, alle schreien nach Brot und jagen die Parzellaire.

Die Parzellaire ist ein schönes Lied. Anita singt mit. Man winkt ihr zu, man lacht, zwei junge Arbeiter fassen sie unter den Armen, so ziehen sie über die Andraffy-Straße. In Reih und Glied.

Vor der Oper stockt der Zug. Polizei sperrt die Straße, Helme blitzen, auf einmal war man zwischen die Beine wildschäumender Pferde geraten, Menschen fielen zu Boden, irgendwo splitterte Glas, irgendwo klatschte eine Kugel, dann das Lachen von Maschinengewehren — wie das Geplär einer Kinderkurre klingt es. Im Lärm der wilden Flucht ist das Anitas einziger Gedanke.

Jemand reißt sie zur Seite, in ein Haus-tor hinein, das Tor fällt zu. Anita, kaum verwundert, Risdobrony vor sich zu sehen.

Von der Straße hörte man Pferdegetrappel, Jammer und Schreien von Stürzenden und Verwundeten.

„Eine Gemeinheit“, erregt sich Anita, „Diese Hunde von Polizisten!“ Sie ist auf einmal Revolutionärin geworden, ihre Augen flammen, sie zittert am ganzen Leib. „Ich will hinaus! Lassen Sie mich sofort hinaus!“ Als Risdobrony zögert, sie vor den Gefahren warnt, öffnet sie selbst das Tor, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Die Straße ist jetzt leer. Verlorenes Güte, zerbrochene Städte liegen herum. Es ist ganz still.

Als sie um die Ecke biegen, Anita immer zwei Schritte voraus, hören sie ein weiches Wimmern. An der Mauer liegt ein junger Mensch, wachsgelb das Gesicht, der ganze Kopf ist blutbesudelt, eine kleine Lache Blut steht auf dem Trottoir; und dieses Blut ist die, schwärzlich, grünlichillend.

Um Anita beginnt alles zu kreisen. Risdobrony kann sie gerade noch in den Armen auffangen. „Ich will nach Hause! Bringen Sie mich nach Hause!“, jammert sie und ist auf einmal ein verlorenes Kind, das Furcht hat.

Im Hotel beim Nachtmahl. Risdobrony hat seine sprühende Laune zurückgewonnen, erzählt von Bekannten und Freunden, dekretierte, wie sich die weitere politische Entwicklung vollziehen müsse, verriet das Gebot der Stunde:

Der Tanz ins Dunkel.

Von Leo Lania.

Unter tragischen Umständen ist die einst von der Lebewelt aller Großstädte Europas und darüber hinaus gefeierte Tänzerin Anita Berber zugrunde gegangen. Sie war die Tänzerin der Lebensgier, ein Produkt der Nachkriegszeit, einer Zeit, die bis ins Mark faul und krank war. Dieser Frau, die exzentrisch und lebenshungrig wie die Menschen vor denen sie tanzte, hat Leo Lania ein Buch gewidmet („Der Tanz ins Dunkel“, Verlag Albert Schulz, Berlin), das die Erinnerung an die Tage des Krieges, des Hungers, all des Jammers, durch das die Menschheit hindurchgehen mußte, wieder aufleben läßt und mitten in diese Zeit stellt er die Gestalt dieser Tänzerin als ein Symbol dieser Epoche. Leo Lania hat hier ein Stück jüngster Vergangenheit und den Lebensablauf Anita Berbers zu einem Roman geformt, der ein Zeitdokument und ein Kunstwerk ist. Mit Erlaubnis des Verlages veröffentlichen wir nachstehend einen kleinen Abschnitt aus dem interessanten Werk, der uns nach Budapest in die Tage nach Ausbruch der November-Revolution versetzt:

Von ihrem Zimmer im Hotel „Hungaria“ sah Anita den Blogberg gerade gegenüber, rechts davon die Kuppeln und Türme der Königsburg, das Rankenwerk der Stiegen und

Treppen der Matthiaskirche, Ofens Häusergewirr, das sich zur Donau hinabzog, den mächtigen Fluß, über den sich wie ein lockeres und kunstvoll geknüpftes Seil die Kettenbrücke spannte. Boote schossen vorüber, herüber, Dampf mit großen Rädern schaukelten sich mühsam einen Weg durch das Wasser, das hier unter einem grauen Himmel so schwer und träge vorbeisprang wie flüssiger Stahl. Der Blick über die Donau, die Hügel entlang, gab ein berausches Gefühl der Weite. Man konnte die Augen halb schließen und fühlte sich leicht und körperlos werden, eins mit dem Ström, den Wolken, dem Wasser, dem Himmel. Das war Musik. Nur hier war Musik.

Anita tanzte im „Orpheum“, hatte großen Erfolg, wurde gefeiert, bejubelt, bewundert. Gesellschaften, Einladungen, hohe Gage — Anita Berber war accidiert.

Anita Berber verlor sich wie Millionen junger Menschen dieser Generation an flüchtige Stimmungen, starke Reize, groteske Widersprüche, an Rausch, Farbe, Bewegung dieser Tage. Sie sind wie ein kurzer Tag. Und die Nächte fallen wie schmutzige, zerrißene Fetzen vom Himmel, die den wachen Lärm und die siebrige Hast des Tages nicht zu dämpfen vermögen. Wild geht der Pulsschlag der Stadt. Sie findet nicht Ruhe noch Schlaf. Denn viele Legionen von Karten laufen die Gerüchte durch alle Straßen in alle Häuser. Menschen-

„Geld verdienen!“ Für ihn war das eine ganz neue Entdeckung, auf die er sich nicht wenig einbildete. „Man muß Geld machen, schnell, meine Gnädigste! Und man kann Geld machen, ich sage Ihnen —!“ Er sagte nichts mehr.

Risobrony, Rittmeister, Aristokrat, Herr über Bauern und Knechte auf seinem kleinen Gut in der ungarischen Tiefebene, von dem nur die Schulden ihm gehörten, Risobrony hatte — Jeder. Er hatte auch Sagarin. „Jeden beliebigen Posten, gnädige Frau.“ Er zog kleine Zettel Papier aus der Tasche, ganz berauscht von dem neuen Beruf, den er da plötzlich für sich entdeckt hatte. Er machte gar kein Geheimnis aus seinen Erfolgen, rechnete Anita vor, daß „an diesem Leder — warten Sie einmal — ja, 3000 Kronen zu verdienen sind. Denken Sie nur! Ist ja auch prima Kernleder! Aber ich habe auch Tuch, wollen Sie sehen?“ Anita hörte kein Wort, überließ es der Tante, die neuen Talente Risobronys zu bewundern. Anita sah immer nur das Bild des Erschossenen vor sich und die kleine Blutlache auf dem Trottoir. Sie hatte nie gewußt, daß Blut so dick und schwärzlich ist.

Neue Bücher für die reifere Jugend.

Zeit vielen Jahren erscheint in Voewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart, alljährlich eine Reihe von Jugendbüchern, eine Sammlung, die bereits sehr stattlich ist und in sorgfältiger Auswahl, wie bester Ausstattung ideale Geschenkbücher zur reichsten Auswahl bietet. Nachstehend seien einige der neuesten Bände besprochen:

„Dreitausend Kilometer barfuß durch Afrika.“ Erlebnisse eines jungen Deutschen in der französischen Fremdenlegion von Walter Meyer. Mit 6 Tonbildern. (Mk. 4.80.) Es sind die eigenen Erlebnisse des Verfassers in der spanischen Fremdenlegion während des Krieges mit den Kiffabylen, die das mitreißend geschriebene Buch enthält. Walter Meyer wurde unter falschen Vorwänden im Jahre 1924 in Hamburg von einem Spanier für Marokko angeworben. Seine Leichtgläubigkeit verschuldete, daß er vier Jahre seines Lebens unter den jämmerlichsten Verhältnissen als Fremdenlegionär verbringen mußte, ein furchtbares Schicksal, dem er und zehn andere junge Kameraden sich nur durch die denkbar mühseligste und abenteuerlichste Flucht entziehen konnten. Das Buch befriedigt alle Lesensprüche der romantischen Jugend, ist aber auch Warnung und Lehre zugleich für alle, die glauben, daß ihrer irgendwo in der Ferne das Glück wartet.

„Tah-gah-ju-tah.“ Roman aus den indianschen Freiheitskriegen von Fritz Strauß. (Mk. 3.80.) Bevor die weißen Eroberer kamen, lebten die Indianer glücklich auf ihren Jagdgründen. Sie wurden Opfer der überlegenen Waffen der Räuber ihrer Heimat, die sie bis auf winzige Reste austöteten. Diese untergegangene rote Menschentasse brachte Männer hervor, vor deren Wirklichkeitsgröße, wie der Verfasser schreibt, jede Phantasia verblaßt. Es waren große Führernaturen, Märtyrer der Freiheit. Darunter war auch Tah-gah-ju-tah, der Vorkämpfer, in dessen erschütternder Lebensgeschichte sich die Tragödie seines unglücklichen Volkes widerspiegelt. Hochherzig, edelmütig, treu wie keiner wird er schändlich verraten, zermalmt von jenen, denen er alles hingab. Fritz Strauß, als ausgezeichnete Erzähler bekannt, gibt in dem Buche von dem

großen indianischen Helden ein lebenswahres Bild von padender Wirkung.

„Knädellein und Knädelchen.“ Und andere Tiergeschichten von Egon v. Kapherr. (Mk. 3.80.) Nach der ersten Erzählung, der Geschichte zweier Eichhörnchen, ist das Buch benannt, aber es enthält noch zwölf andere, eine davon entzückender als die andere. Liebe, kleine Tiergeschichten, die geeignet erscheinen, die Liebe zu den Tieren zu erwecken und zu schüren. Töffelmanns Abenteuer werden erzählt, vom Bussard, vom Murrelchen, vom Frosch und anderen Tieren ergötliches berichtet und auf für den jugendlichen Leser angenehme Weise werden ihm manche naturkundliche Kenntnisse vermittelt.

„Die glühende Welle.“ Eine Erzählung aus den Wäldern Südamerikas von Fritz Strauß. (Mk. 3.80.) „Die glühende Welle“ ist ein indianisches Märchen, das einstmal seinen Stamm verlassen hat, um einem aus den Urwäldern zurückkehrenden Forschungsreisenden zu folgen. Drei Deutsche, die Abenteuerlust nach dem Innern des Landes treibt, nehmen die „glühende Welle“ als Führerin mit, ohne die, wie sie bald wahrnehmen, sie den Tüden der Wildnis bald zum Opfer fallen würden. Von ihren Stammesgenossen gefangen genommen, soll sie als Abtrünnige getötet werden, aber die gegen sie gerichteten Pfeile treffen nicht und als sie darauf den Kainians zum Fraß vorgeworfen werden soll, kommt die Rettung. An der fesselnden Erzählung wird sich jeder Zunge erfreuen, aber auch der Erwachsene wird sie mit Vergnügen lesen.

Was mancher nicht weiß.

Die Interpunktion, die Kleinen und Großen so manches Kopfschmerzen verursacht, ist erst im 16. Jahrhundert von Buchdruckern Venedigs eingeführt worden. Mancher Schulfreude wird diesen Buchdruckern kein freundliches Gedächtnis widmen.

Wie groß die Erfindungsgabe der Dichter ist, beweist der Umstand, daß in Charles Dickens Romanen 1425 verschiedene Personen auftreten.

Gold läßt sich in so dünne Blätter auswalzen, daß man 170.000 Blätter übereinander legen muß, wenn man die Dicke von einem Zentimeter erreichen will.

Die Ziehharmonika ist ein verhältnismäßig neues Instrument. Es wurde erst 1829 von dem Wiener Damian erfunden, feiert also jetzt sein hundertjähriges Jubiläum.

Die Auster ist im Verhältnis zu ihrer Größe eines der allerstärksten Tiere, die es überhaupt gibt. Am ihre Schale zu öffnen, ist eine Kraft erforderlich, die dreizehnhundertmal so groß ist wie das eigene Gewicht des Tieres.

Ein alter Junggeselle, der kürzlich in Harbham in England in einem Alter von 75 Jahren starb, hat sich in seinem ganzen Leben nicht weiter als eine halbe Meile von seinem Geburtsort entfernt. Er war nie mit der Eisenbahn gefahren, ja hat nicht einmal einen berühmten Ausflugsort besucht, der nur eine halbe Stunde von seinem Hause entfernt liegt. Das kann man bodenständig nennen.

Die Peterskirche in Rom faßt 54.000 Menschen, der Mailänder Dom 37.000 und die Paulskathedrale in London 25.000.

Der höchste Baum der Erde findet sich unter den Gummibäumen Australiens. Hier trifft man Bäume, die mehr als 120 Meter hoch sind.

Allerlei.

Parfümierte „Hexen.“ Anno 1770 hat das Pariser Stadtparlament ein Edikt erlassen: „Wer einen männlichen Untertan seiner Majestät mit Hilfe von Rot oder Weiß, Parfüms, Essenzen, künstlichen Zähnen, falschen Hüften und dergleichen in die Bande der Ehe lockt, wird wegen Hexerei verfolgt, und die Ehe wird für nichtig erklärt.“ Europa, wie hast du dich verändert: Wäre dieser Erlaß der biedereren Pariser Stadtväter heute noch gültig, so müßten 99,9 Prozent der holden Weiblichkeit den Scheiterhaufen besteigen!

Ein Pflanzenwachstumsmesser. Vor kurzem hat der Botaniker Guha der Physikalischen und Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Genf einen Apparat vorgelegt, mit dessen Hilfe das Wachstum von Pflanzen genau gemessen werden kann. Diesen Apparat nennt der Erfinder „Microcoscometer“. Mit seiner Hilfe können die Wachstumsbewegungen um fünftausend- bis vierhunderttausendmal vergrößert werden. Hierdurch können die feinsten Bewegungen im Wachstum der Pflanzen festgestellt werden. Eine Reihe interessanter und lehrreicher Versuche wurde bereits durchgeführt, die die Anwendbarkeit des Apparates beweisen. Unter anderem wurde beobachtet, daß beim Hefeferment das Wachstum zwischen 10 und 12 Uhr vormittags am größten war.

Wo fährt man am billigsten mit der Kraftdroschke? In Paris! Hier kostet der Kilometer nur 22 Pfennige, dagegen in Brüssel 26, in Oslo 29, in Kopenhagen 34, in Amsterdam und Bern 34, in Wien 35, in Madrid 43, in Stockholm 45, in Berlin 50 und in Rom sogar 62 Pfennige. — Die billigsten Straßenbahnen hat ebenfalls Paris. Der Kilometer kostet hier 7 Pfennige, in Tokio 12, in Berlin 13, in Oslo 14 und in Genf 20 Pfennige.

Frühzeitiges Ergrauen. Die Anlage zum frühen Ergrauen der Haare wird vielfach vererbt. Der englische Forscher S. D. Gare von der Universität Cambridge hat diese Erfahrung wissenschaftlich bestätigt, indem er in einer Familie das frühzeitige Auftreten von weißem Haar durch fünf Generationen hindurch feststellen konnte. Die sonst durchaus gesunden Personen begannen bereits im Alter von 17 oder 18 Jahren zu ergrauen und hatten schon mit 25 Jahren vollständig weißes Haar.

Weiteres.

Testamentarischer Humor. Das Testament eines Lehrers in Hörde begann mit den viel-sagenden Worten: „Dies ist mein letzter Wille und zugleich der erste, den meine Frau Anna Margarethe, geborene Lüttichwanger, mir gelassen hat.“ — In dem Testament eines Rentners fand sich der Satz: „Von der modernen Leichenverbrennung halte ich nichts. Ich möchte so begraben werden, wie ichs von Jugend auf gewohnt bin!“

Der Ausgleich. Pfarrer: „Hören Sie mal, wir haben festgestellt, daß Sie am letzten Sonntag einen Hosenknopf in den Opferstod getan haben!“ — „So, mei, Herr Pfarrer, man nimmt ja auch Ihre Predi' net immer für bare Münz!“

Ueberflüssig. „Ich würde Ihnen doch raten, diese teureren Semden zu nehmen, sie halten für ein ganzes Leben“, riet die Verkäuferin. — „Aber das habe ich doch gar nicht mehr nötig, ich bin ja schon über fünfzig“, wehrte der Kunde ab.